



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

motivirt war die Ablehnung der von Rouvier beantragten Einkommensteuer. Der Antragsteller verlangte  $\frac{1}{2}$  % vom reinen Einkommen und berechnete daraus einen Ertrag von 90 Millionen. Vergebens beleuchtete er alle Vorzüge dieser Besteuerungsart, betonte namentlich die unverhältnißmäßige Höhe der Erhebungskosten bei den indirekten Steuern — man hat nun einmal in Frankreich eine unüberwindliche Abneigung, die Kosten der Staatsverwaltung direct aus dem Geldbeutel zu bestreiten. Zudem hält ja die Bourgeoisie die Einkommensteuer für communistisch. So wurde denn nicht einmal ein von Rouvier gestellter Antrag angenommen, die Frage der Einkommensteuer wenigstens der Budgetcommission zur Prüfung zu überweisen. Desgleichen wurde abgelehnt der Vorschlag Leon Say's, die zur Amortisation der der Bank von Frankreich geschuldeten Summe von 1068 Millionen bestimmte Jahresrate von 200 Millionen für fünf Jahre auf eine Baarzahlung von je 150 Mill. zu beschränken und die übrigen 50 Mill. in 1879 fälligen Schatzbons zu erlegen. Endlich verwarf die Versammlung eine von der lustigen Person des Hauses, Herrn von Vorgeril, beantragte Steuer auf hohe Hüte und Vivreemützen. Die positiven Ergebnisse der Steuerdebatte werden am besten nach dem definitiven Abschluß der letzteren zusammengefaßt. e.

## Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 15. Februar 1874.

Morgen, am lustigen Rosenmontag, beginnt der deutsche Reichstag die Verathung des Militärgesetzes, übermorgen, am Fastnachtsdienstag, tritt das Herrenhaus endlich in die Discussion der Civilehevorlage, und am Aschermittwoch wird uns Herr von Kleist-Rehow eine Kapuzinerrede über den unabwendbaren Verfall aller Sitte und Ordnung halten. \*) „Armes Berlin,“ seufzt Ihr mitleidsvoll da draußen im Reich, „so mußt du in der ernsten Prosa des politischen Werkeltags die Faschingszeit vertrauern.“ Gemach ihr Freunde! Auch wir haben unsern Carneval. Ja, wer hätte es geglaubt, an der Schwelle von des 19. Jahrhunderts letztem Viertel wird morgen in der kritischen „Stadt der Intelligenz“ der erste öffentliche Fastnachtszug unternommen werden! Allerdings ein gar kühnes Beginnen, dessen Gelingen ich hiermit keineswegs verbürgt haben will. An sich ist es ja ein recht lobenswerther Gedanke, auch im kühlen Norden unseres Vaterlandes den Sinn für die echte Fröhlichkeit des Volksfestes wieder beleben zu wollen, aber für die

\*) Ist bereits zur Fastnacht gesehen.

Freude an der Narretei auf offener Straße fehlt der Berliner Bevölkerung, fürchte ich, die Naivetät. In Leipzig mag es gelungen sein, die anfangs apathische Massen allmählich zu galvanisiren; aber von dem reichshauptstädtischen Publikum, das die dem Sachsen angeborene Höflichkeit nicht gerade zu seinen hervorragendsten Tugenden rechnen kann, wird man kaum eine wohlwollende Neutralität, sondern weit eher direct feindseligen Spott erwarten dürfen. Dazu nun noch der weltstädtische Verkehr, der in der schon an sich nicht überflüssig breiten Friedrichsstraße einem Narrenzuge keinen Raum zu effectvoller Entfaltung läßt. Doch warten wir's ab!

Uebrigens ist an den hergebrachten Faschingsfreunden Berlins, als da sind Maskenbälle ohne Masken, Theaterpossen, Berliner Pfannkuchen u. s. w. auch heuer, trotz Kulturkampf und Geschäftsstille, kein Mangel. Schade nur, daß Herr Ludwig Büchner seine Vorlesungen bereits beendigt hat. Man hätte dann untersuchen können, ob ihnen nicht wenigstens vom Standpunkte der lustigen Weltanschauung dieser närrischen Tage einige Berechtigung zukäme. Wahrscheinlich würde diese Untersuchung aber ebenso zu ihren Ungunsten ausgefallen sein, wie die Betrachtung vom ernst-wissenschaftlichen Standpunkte. Stände diesem Apostel des Materialismus wenigstens noch der geistreiche Cynismus Karl Vogt's zu Gebote! Aber langweiliger Vortrag, banale Prosa, entseßliche Oberflächlichkeit und anmaßungsvolle Selbstüberschätzung allein berechtigen doch nicht dazu, die gebildete Welt unter der Bedingung einer sehr anständigen Bezahlung über die höchsten Probleme belehren zu wollen. In Wahrheit hat Herr Büchner gegenüber den wirklichen Problemen, wie z. B. Umsetzung der physischen Gehirnfuction in geistige Thätigkeit, Entstehung des Selbstbewußtseins, entweder gar nicht den Versuch einer Lösung, oder, wenn er es that, aufs kläglichste Fiasco gemacht. Was er, den Blick unverwandt auf das Manuscript geheftet, seinen Zuhörern vorlas, hatte jeder Gebildete unter ihnen fast durchweg bereits weit besser gelesen oder gehört. Auch die entschiedensten Anhänger der von Büchner vertretenen Richtung stimmen in dies Urtheil ein. Nichtsdestoweniger wird Herr Büchner Berlin ohne Zweifel mit der Selbsttäuschung verlassen haben, ein Opfer fanatischer Voreingenommenheit geworden zu sein. Nun, die Weise, wie die große Mehrheit unserer gebildeten Welt soeben das Dahinscheiden eines Mannes betrauert hat, der am Ende seiner Laufbahn auch auf dem Boden des reinen Materialismus angelangt war, beweist zur Genüge, daß der wahre Denker und Forscher sich die Achtung aller Parteien erzwingt. David Friedrich Strauß wird auch nach seinem Tode fortleben in der Wissenschaft, Herr Büchner ist fortan lebendig begraben.

Lassen wir ihn ruhen und kehren wir in unsere Carnevalatmosphäre zurück! Unsere Theater haben in jüngster Zeit das Publikum mit einer

langen Reihe von Novitäten beschenkt, am gestrigen Abend allein mit mindestens fünf oder sechs. Und nun sage noch Einer, daß der kastalische Quell des deutschen Parnasses versiegt sei! Ja wenn nur diese Stücke und Stückchen allesammt aus dem heiligen Borne der Musen geschöpft wären! Nur zu oft fließt kein Tropfen daraus in ihren Adern! Und wie selten entstammen sie wirklich dem deutschen Parnas! Dabei fällt mir eine Schuld ein, die ich abzutragen habe, ich meine das vor einem Monat versprochene Urtheil über die Leistungen unseres gegenwärtigen französischen Theaters. Man kann nicht sagen, daß die Berliner Presse sehr gut auf dieselben zu sprechen wäre. In der That ist es Herrn Euguet nicht gelungen, hat ihm auch unter den bekannten obwaltenden Umständen nicht gelingen können, durchweg so tüchtige Kräfte mit nach Berlin zu bringen, wie man es vor dem Kriege von ihm gewöhnt war. Dennoch ist es sehr übertrieben, wenn ein großes hiesiges Blatt von Leistungen gesprochen hat, wie wir sie hier auf Bühnen dritten Ranges besser zu sehen gewöhnt seien, und von Schauspielern, die aus der Hefe des Volkes aufgelesen zu sein scheinen. Sollen derartige Hyperbeln etwa Patriotismus sein? Wahr ist, die männlichen Rollen sind im Fach der jugendlichen Liebhaber sehr ungenügend besetzt, im Uebrigen aber zählt die Gesellschaft lauter ihren Aufgaben gewachsene Kräfte, darunter zwei bis drei, wie sie die kgl. Hofbühne kaum ebenbürtig, jedenfalls nicht besser aufzuweisen hat. Dazu übt die Truppe die den Franzosen eigene Tugend lebendigen Dialogs und vollendeten Zusammenspiels in einem Maaße, wie es von keiner hiesigen Bühne erreicht wird. Auch an Fleiß hat sie es nicht fehlen lassen; jede Woche brachte sie ein oder gar mehrere neue Stücke. Eine sehr hervorragende Leistung gab der Director Euguet selbst in der Titelrolle von Balzac's „Mercadet“. Das Stück ist weniger ein Drama, als eine überaus geistvolle und wahre psychologische Studie; es schildert alle die verzweifeltsten Manipulationen, mit denen ein am Rande des Abgrunds schwebender Gründer sich und die Seinen zu halten sucht — ein Stück, vor einem Menschenalter verfaßt und doch wie aus der unmittelbarsten Gegenwart herausgegriffen. Ihren größten Erfolg aber hat die Truppe mit ihrer gestrigen Vorführung von des jüngeren Dumas „Le demi-monde“ erzielt. Das Stück ist meines Wissens in deutscher Uebertragung bisher nicht aufgeführt worden; schwerlich würden auch deutsche Schauspieler zu einer vollwerthigen Wiedergabe im Stande sein. Was die Franzosen als „demi-monde“ bezeichnen, jene mit erborgtem Glanze übertünchte Klasse weiblicher Wesen, welche, ehemals Frauen von Stand, die Schranken der Convention durchbrochen und sich dem Genuße voller Emancipation ergeben haben, oder welche, durch ein besonderes Maaß von Geist und Liebreiz begünstigt, als Hochstaplerinnen von niedriger Stufe bis zu der Höhe einer Quastaristokratie emporgestiegen sind — ist bei uns doch glücklicher-

weise erst in den Anfängen vorhanden, hat wenigstens nicht, wie in Frankreich sozusagen in der Gesellschaft das Bürgerrecht erlangt. Paul Lindau hat in seiner „Diana“ versucht, etwas Ähnliches aus unseren deutschen Verhältnissen herauszuzeichnen; er hat sich dafür von allen Seiten den Vorwurf der Unwahrheit zugezogen. Anders der französische Dichter; er schildert eine in der That vorhandene Gesellschaftsphäre. Und daß er sie schildert, kann angesichts der Geschmacksrichtung der modernen Franzosen nicht Wunder nehmen. Ja, wenn schon das Drama *haut-goût* haben soll, dann dünken mir die Dumas'schen Demimondekomödien moralisch immer noch minder verwerflich, als jene raffinierte Darstellung der inneren Fäulniß der sog. guten Gesellschaft, wie sie in den Sardou'schen und Feuillet'schen Stücken üblich ist. Im Uebrigen ist „le demi-monde“ nicht schlimmer als die allgemein bekannte „dame aux camélias“ desselben Verfassers. Auch hier ist eine einzelne Dame die Alles beherrschende Hauptfigur. Fünf Acte hindurch werden zwar von wenig Handlung aber einem durchweg geistvollen und spannenden Dialog unterstützt, die tausend kleinen Zaubermittel des herzlosen, diabolischen Weibes vor uns ausgebreitet; alsdann schießt plötzlich die Tugend, das Laster aber — zieht mit langer Nase ab, vermuthlich um dasselbe Spiel anderswo von Neuem zu beginnen. Die Hauptrolle, die soi-disant „Mme. la baronne d'Ange“, fand in Mme. de Sévery eine meisterhafte Vertreterin.

Unter den einheimischen Bühnen hat in den letzten Jahren das Residenztheater sich mit Vorliebe der Pflege des modernen französischen Dramas gewidmet. Vielleicht ist die nationalfranzösische Concurrenz schuld daran, daß diese Bühne in der jüngsten Zeit auf anderen Pfaden gewandelt hat. Sie gab: „Eine Schule der Ehe, Lebensbild in 5 Acten von Charlotte von Graven.“ Das Stück erinnert an eine andere Charlotte, an Charlotte Birch-Pfeiffer. Wieviel man auch über die seltsame Vielschreiberin gescholten hat, sie hat unserm Volke doch manche Stunde der Erbauung verschafft und seine Denkart jedenfalls nicht schlechter gemacht. Ganz unzweifelhaft waren ihre Arbeiten neben Roderich Benedix' Lustspielen die populärsten Bühnenerzeugnisse. Nun sind sie beide dahingegangen und wir haben noch keinen Ersatz für sie. Möglich, daß Charlotte von Graven das Zeug dazu hat, ihrer Namensschwester eine würdige Nachfolgerin zu werden. Wenigstens erweckt das genannte Stück die besten Erwartungen, das Sujet desselben ist eine Art „Bezühmung der Widerspenstigen“: eine Gräfin Horben, eigenwillig, voll des barocksten Adelsstolzes, wird durch die unbeugsame Consequenz ihres Mannes, vielleicht mehr noch durch die Liebe zu ihrem Kinde, vollständig umgewandelt. Das „vielleicht“ bezeichnet die Schwäche des Stückes: wir sehen zu wenig von der psychologischen Entwicklung. Diesem Moment wird die Verfasserin bedeutend mehr Beachtung schenken müssen. — Von den Leistungen des Resi-

denztheaters selbst kann nur mit Achtung gesprochen werden. Die unmittelbare Nähe des Wallnertheaters macht ihm — es hat die Räume des alten Wallnertheaters inne — das Leben doppelt schwer. In dieser Concurrenz hat es sich aber ein Ensemble herausgebildet, um welches die besten Provinzialtheater es beneiden können.

Das Stadttheater, unter Direction von Fräulein Mathilde Veneta, trägt in diesem Winter ganz die Physiognomie einer theatralischen Versuchstation. Weiß der Himmel, wo man dort die Zeit zum Einstudiren hernimmt! Allwöchentlich eine, zwei, wenn nicht gar noch mehr Novitäten! Auf allen möglichen Gebieten wird herumexperimentirt, Lust-, Schau- und Trauerspiele aller Nationen — sogar die Holländer fehlen nicht unter ihnen — sind bunt durcheinander gewürfelt. Das ist für eine kleine Bühne jedenfalls ein Fehler, ein Fehler freilich, der im Personal begründet liegt. Das Stadttheater besitzt nämlich zwei sehr bedeutende Künstlerinnen, aber von diametral entgegengesetztem Charakter, die eine, Fräulein Mathilde Veneta, eine hochpathetische Tragödin, die andere Fräulein Both, eine reizende Soubrette. Beide sind auf die Unterstützung desselben Personals angewiesen; daß aber dieselben Leute morgen gleich gut ein Trauerspiel geben sollen, wie sie heute eine Komödie gespielt haben, ist ein unmenschliches Verlangen. Im Allgemeinen ist das Personal offenbar mehr für das Lustspiel und zwar für das bürgerliche à la Venedix geeignet. Andererseits aber wäre doch sehr zu bedauern, wenn wir durch diese Concentration auf das heitere Genre eine Künstlerin, wie Fräulein Veneta, verlieren müßten, deren Medea von gradezu typischer Bedeutung ist und die uns vor kurzem erst als Elisabeth in Laube's „Essex“ so recht hat empfinden lassen, was wir an ihr besitzen.

Durch eine seltene und deshalb um so dankenswerthere Gabe hat uns in den letzten Wochen das Nationaltheater erfreut, durch des alten Kalidasa dustige „Sakuntala.“ Die Titelrolle spielte Fräulein Bland aus Wien. Irrten wir nicht, so war es ebenfalls Fräulein Bland, mit Rücksicht auf welche Herr von Wolzogen das altindische Drama vor mehreren Jahren für die Schweriner Bühne bearbeitete. Mit einer für die Wiedergabe lyrisch-sentimentaler Stimmungen so reichbegabten Künstlerin ließ sich das seltsame Unternehmen wagen; ob aber das Stück auch nach der Abreise des Gastes noch seine Zugkraft bewahren wird, ist doch zu bezweifeln.

X. X.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. E. Herbig. — Druck von Gützel & Wegler in Leipzig.